Leseprobe

Dominik Zink / Matthias Bauer /
Nadjib Sadikou (Hgg.)

# Lektüren der Ähnlichkeit um 1900

## Modi der Sinnerzeugung in der klassischen Moderne

AISTHESIS VERLAG

Bielefeld 2024

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.d-nb.de abrufbar.

© Aisthesis Verlag Bielefeld 2024
Postfach 10 04 27, D-33504 Bielefeld
Umschlaggestaltung: buero-moos.de
Satz: Germano Wallmann, geisterwort.de
Druck: docupoint GmbH, Magdeburg
Alle Rechte vorbehalten

Print ISBN 978-3-8498-1930-9
E-Book (PDF) ISBN 978-3-8498-1931-6
www.aisthesis.de

# Inhaltsverzeichnis

Einleitung ..... 7

Matthias Bauer
Andere Ähnlichkeiten ..... 13

Reto Rössler
„... den inneren Menschen *erfinden*".
Ähnlichkeit(en) bei Robert Musil zwischen Ernst Mach'scher Analogie und der literarischen Anthropologie des ‚ganzen Menschen' ..... 39

Dominik Zink
Ähnlichkeit beim frühen Sigmund Freud ..... 61

Claudia Liebrand
„Zwischen den Bauern und dem Schloß ist kein großer Unterschied".
Ähnlichkeitsdenken bei Kafka ..... 79

Adrian Renner
Genealogische Bilder.
Photographie, Ähnlichkeit und Identifizierung bei Sigmund Freud und Walter Benjamin ..... 97

Sara Bangert
Wider die „Identitätskrämer".
Ähnlichkeit und Sprachkritik um 1900 ..... 121

Claudia Öhlschläger
„Die Geschichte als Dichterin".
Analogien in kleinen historischen Porträts von Stefan Zweig ..... 145

Raluca Rădulescu
Tödliche (koloniale) Seefahrten in der Moderne bei Arnold Böcklin und Georg Heym ..... 165

Nadjib Sadikou
Ähnlichkeit und Sinnsuche.
Europäische und afrikanische Verhandlungen um 1900 ..... 187

Hubert Roland
Illusion der Ähnlichkeit und Funktionalisierung
der Differenz in exemplarischen Werken des literarischen
Primitivismus der Avantgarden ..... 203

Zu den Autorinnen und Autoren ..... 225

# Einleitung

Die europäische Moderne, die sie sich selbst ohne Epitheton einfach als die Moderne bezeichnet, begreift sich nicht als historisch kontingentes Phänomen relativer regionaler Ausbreitung, sondern als telelogische Selbstentfaltung und als Praktisch-Werden einer gewissen Art des Denkens. Dieses Denken, so die große Erzählung des zivilisatorischen Fortschritts, ist letztlich ein universales, das als Punkt der Annäherung aller epistemischen Anstrengungen identifiziert werden muss. Es steht im Zeichen von Klarheit und Deutlichkeit. Eine Erkenntnis über einen Sachverhalt wird als solche nur anerkannt, wenn sie *more geometrico* formuliert werden kann. Dieses Denken wird praktisch in den Natur- und Ingenieurswissenschaften und beweist dadurch im Verlaufe des 19. Jahrhunderts eine Erklärungsmacht und Schöpfungskraft, die ihresgleichen in der Geschichte nicht findet. Von der Konstruktion der Glühbirne über den Bau von Eisenbahnnetzen bis hin zu den Fabriken der Massen- und Schwerindustrie liefert die praktische Anwendung dieses Denkens einen Beweis nach dem anderen für seine Nützlichkeit, für seine Richtigkeit und für seine Überlegenheit allen vormodernen Formen gegenüber.

Wie Michel Foucault bereits 1974 feststellt, kann als Gemeinsamkeit dieser vormodernen Arten des Denkens vor allem eine Kategorie identifiziert werden, deren Ausschluss dann wiederum die Moderne in ihrer Selbstwahrnehmung konstituiert. Es handelt sich um die Kategorie der Ähnlichkeit.[1]

Der von Iulia-Karin Patrut und Reto Rössler herausgegebene Band Ähnlichkeit um 1800[2] hat bereits gezeigt, dass in der Sattelzeit – am Beginn der Makroepoche der Moderne –, als der Deutsche Idealismus und vor allem Hegel frühe, aber sehr wirkmächtige Versionen der eben skizzierten Selbsterzählung formulieren, Logiken und Poetiken der Ähnlichkeit diese Erzählung bereits unterlaufen und konterkarieren. Dieses Ähnlichkeitsdenken zeitigt zwar Wirkungen, bleibt aber in der diskursiv hergestellten Selbstbeschreibung der Moderne oft unterhalb der Wahrnehmungsschwelle. Es scheint teilweise sogar, dass Zirkel, wie z. B. einige der romantischen, die Poetiken

1 Vgl. Michel Foucault. Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1974. S. 81.

2 Iulia-Karin Patrut/Reto Rössler (Hg.). Ähnlichkeit um 1800. Konturen eines literatur- und kulturtheoretischen Paradigmas am Beginn der Moderne. Bielefeld: Aisthesis 2019.

der Ähnlichkeit entwickelt haben, sich später doch auf Positionen der Eindeutigkeit zurückziehen. Man denke beispielsweise an romantische Versuche, nationale Selbstbeschreibungen zu schließen, sei es gegen Franzosen, Juden oder als ‚Zigeuner' bezeichnete Menschen.

Die Attraktivität, die Logiken der Identität und Differenz ausstrahlen, indem sie versprechen, Eindeutigkeit herzustellen, scheint um 1900 in gewissen Feldern ungebrochen, was jedoch – so ein zentraler Befund dieses Bandes – in anderen Feldern zu einem deutlich spürbaren und auch explizieten Unbehagen führt. Im Zuge der Artikulation dieses Unbehagens spielt die Kategorie der Ähnlichkeit eine zentrale Rolle, die jedoch selbst uneinheitlich und vielgestaltig ist. Das Bild, das die Gesamtschau der Beiträge ergibt, macht daher sehr deutlich, dass die Bidirektionalität, nahegelegt durch die Metapher des Januskopfes, mit der die Brüche und Ambivalenzen dieser Zeit oft versinnbildlicht werden, in vielerlei Hinsicht zu kurz greift.

Ähnlichkeit ist nicht einfach der Gegenbegriff zu empirischer Forschung, die sich in Modellen *more geometrico* auszudrücken versucht, wie der Beitrag von **Matthias Bauer** zeigt. Er macht deutlich, dass es durchaus andere Ähnlichkeiten als die von Foucault beschriebenen sind, die um 1900 produktiv werden. In der jungen Wissenschaft der Soziologie verknüpft Gabriel Tarde Ähnlichkeitsphänomene mit mathematischen Beschreibungslogiken. Er stellt heraus, dass gerade die unspezifische Vagheit in der sozialen Nachahmung zu Variation führt, die im evolutionären Sinne die Vorbedingung für Anpassungsfähigkeit darstellt. Die Ausbreitung der nachgeahmten Form sowie die im Mittel zu erwartende Variation sind zwar statistisch beschreib- und vorhersagbar, für den evolutionäre Erfolg jedoch ist es nötig, dass die Ähnlichkeit im je einzelnen Wiederholungsvorgang zufällig ist und somit diese Ähnlichkeit nicht auf Identität reduzierbar ist. Noch deutlicher verknüpft D'Arcy Wentworth Thompson Ähnlichkeit und Logiken mathematischer Beschreibung. Er entwickelt in seinem Werk eine Theorie über Wachstum und Form, die von spezifischer Funktion sowie Onto- und Phylogenese der Organismen weitgehend absieht, dabei aber durch diagrammatische Gruppierung verschiedener Spezies Strukturähnlichkeiten aufzeigt, die dann den Spielraum der natürlich vorkommenden Formen und ihres Wachstums in ihren möglichen Extremformen sichtbar machen.

Dass von einer simplen Opposition von Ähnlichkeitsdenken und Wissenschaft nicht die Rede sein kann, zeigt auch der Beitrag von **Reto Rössler**, der die Rolle der Ähnlichkeit in der Poetik und Anthropologie Robert Musils untersucht. In Auseinandersetzung mit Ernst Machs Thesen zur Ähnlichkeit entwickelt Musil eine Poetologie, in der das Denken in

Ähnlichkeitsbeziehungen die gesellschaftliche, soziale und historische Wirklichkeit konstituiert. Rössler sieht hier einerseits eine Anknüpfung an Ernst Machs Überlegungen zur Ähnlichkeit, die sie gerade nicht nur im Bereich der Ästhetik verortet, sondern ihre Rolle in den Wissenschaften beleuchtet. Er sieht aber auch Anleihen bei spätaufklärerischen anthropologischen Ästhetiken, wie der Schillers, konstatiert jedoch, dass es Musil aufgrund der Wirklichkeit des Interbellums nicht mehr um den ‚ganzen Menschen' gehen kann, sondern dass bei ihm die Unbestimmtheit und Offenheit des Menschen betont werde.

In **Dominik Zinks** Beitrag wird ebenfalls deutlich, dass Ähnlichkeitsdenken sich nicht notwendigerweise in Opposition zur Wissenschaft positionieren muss. Er untersucht anhand von Freuds *Signorelli*-Geschichte die Rolle der Ähnlichkeit in der frühen Psychoanalyse und vertritt dabei die These, dass der sog. Primärvorgang, auf dem die Phänomene beruhen, mit denen sich Freud in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts beschäftigt – darunter die Traumarbeit, psychische Fehlleistungen oder auch der Witz –, einer Logik der Ähnlichkeit folgt, die zu entschlüsseln, als Kernanliegen Freuds bezeichnet werden kann. So zeigt sich, dass die Psychoanalyse – zweifelsohne eine Leitwissenschaft im 20. Jahrhundert – als eine Wissenschaft begriffen werden kann, deren wesentliches Anliegen es ist, Logiken der Ähnlichkeit zu beschreiben, weil diese wiederum als basale Modi kognitiver Vorgänge und somit des menschlichen Welt- und Selbstbezugs verstanden werden müssen.

Auch **Claudia Liebrand** sieht in der Psychoanalyse eine Form des Ähnlichkeitsdenkens und regt unter Bezugnahme auf sie eine Revision gewisser grundlegender Thesen zu Franz Kafka an. Ausgehend von der Feststellung, dass in der Interpretationsgeschichte Kafkas der Fokus auf Differenz und Alterität von Beginn an fast durchgängig dominant war, was sich sowohl auf den Inhalt der Texte als auch auf den Autor als Solitär bezieht, wirft sie in ihrem Beitrag die Frage nach Kafkas Ähnlichkeitsdenken in drei perspektivischen Zuspitzungen auf. Sie fragt nach dem Verhältnis von Kafka zur Psychoanalyse, dem Verhältnis von Alterität und der Dekonstruktion von Alterität sowie nach der Verschränkung von Ähnlichkeit und Unähnlichkeit. Der Beitrag kann zeigen, dass maximale Alterität oft nur deswegen aufgerufen wird, um sie zugunsten eines Verhältnisses der Ähnlichkeit zu unterlaufen.

Dass die Überlegungen Freuds nicht im luftleeren diskursiven Raum entstehen, zeigt **Adrian Renner**, der in seinem Beitrag untersucht, wie mittels Photographie Anfang des 20. Jahrhunderts das Verhältnis von Urbild und Abbild reflektiert wird, indem die Ähnlichkeit, die zwischen Photographie und photographiertem Gegenstand besteht, nicht als Beleg einer arretierbaren

Identität verstanden wird, sondern im Gegenteil diese vermeintliche Identität fraglich werden lässt. Dieses genealogische, als mediale Vermittlung gedachte Verhältnis von Urbild zu Abbild wird bei Freud im Konzept des Traumbildes produktiv, bei Benjamin hinsichtlich historiographischer und autobiographischer Fragestellungen. Durch Renners Beitrag wird unter anderem sehr deutlich, dass die Zeit um 1900 auch als eine begriffen werden kann, in der sich nicht – wie es die klassische Erzählung von der Moderne will – Logiken der Identität endgültig durchsetzen, sondern als eine, in der das Ideal der Identität sogar zunehmend fraglich und prekär erscheint.

**Sara Bangert** macht deutlich, dass in der Ähnlichkeit jedoch auch die Möglichkeit liegt, die szientifischen Hypostasen der Zeit um 1900 als Verkürzungen zu beschreiben. Sie legt dar, wie Poetiken der Ähnlichkeit mit dieser Funktion im Surrealismus geradezu eine Hochzeit erleben. Der positive Bezug auf Ähnlichkeit leitet sich gerade als Gegenbewegung vom Unbehagen an zeitgenössischen rationalistischen Programmen ab, die das Ähnliche auf die Dichotomie von Identität und Differenz zu reduzieren versuchen. An einer Lektüre von Paul Celans *Edgar Jené und der Traum vom Traume* macht sie dies konkret. Ähnlichkeit wird einerseits als die poetische Verfahren leitende Kategorie begriffen, andererseits als diejenige, die den zu erkennenden Gegenstand bestimmt. Das emphatische Beharren auf die Irreduzibilität von Ähnlichkeit zeigt sich dabei allerdings keineswegs als rein ästhetische Angelegenheit, sondern hat immer auch eine ethische und politische Zielrichtung, die die Entfremdung des Menschen von der Welt und sich selbst auch in der unangemessenen Kategorisierungswut der Logiken der Identität erblickt.

Ebenso zeigt **Claudia Öhlschläger** in ihrem Artikel am Beispiel Stefan Zweigs, wie Poetiken der Ähnlichkeit in der Literatur die Möglichkeit bieten, durch eine gewisse Plastizität und Mehrdimensionalität akute Diskurse zu kommentieren, ohne sich der zeitgenössischen Diskursformen zu bedienen. Im Zentrum steht das Genre der Biographie, das um 1900 mittels Termini aus der Malerei und der Bildhauerei wie ‚Lebensbild' oder ‚Porträt' erläutert wird. Öhlschläger identifiziert auf mehreren Ebenen eine grundlegende Rolle der Ähnlichkeit. Dabei spielt so etwas wie eine naive Ähnlichkeit, die im mimetischen Versuch der Verdopplung des Realen besteht allerdings keine Rolle. Es sind eher Elemente des auf dieser Ebene Unähnlichen, Elemente der Fiktionalisierung, die einen Eigensinn erzeugen, der dann aber per Analogie wiederum auf andere ähnliche Situationen bezogen werden kann. So kann die fiktional-historiographische Arbeit zum Kommentar der Gegenwart im Modus der Ähnlichkeit werden.

**Raluca Rădulescu** sieht in der Ähnlichkeit einen Begriff, der einen Brückenschlag zwischen bildender Kunst und Literatur erlaubt. Sie macht in ihrem Beitrag deutlich, dass Ähnlichkeit im Sujet der Todesfahrt um 1900 die See als einen Raum asymmetrischer Verflechtungen über die Grenzen der Künste hinweg zur Darstellung bringen kann. Sie vollzieht an verschiedenen Bildern Arnold Böcklins mit besonderem Fokus auf die verschiedenen Versionen von *Die Toteninsel* und Georg Heyms Novelle *Das Schiff* nach, wie ästhetische Verfahren der Ähnlichkeit um 1900 avancieren. Sie zeigt, dass die möglichen Funktionen dabei von metaphorischen Verklärungen des Todes bis hin zur kritischen Vorwegnahme der Folgen der Kolonisierung reichen können.

Ähnlichkeit in kolonialen und dekolonialen Kontexten spielt auch bei **Nadjib Sadikou** eine zentrale Rolle. Er zeigt, dass der Bezug auf indigene Kunst durch die klassischen europäischen Avantgarden, d. h. dem Expressionismus, Dadaismus und Surrealismus, der unter dem Schlagwort des ‚Primitivismus' verhandelt wird, zwar durchaus Tendenzen illegitimer Aneignung nachzuweisen sind, dass dieser Bezug aber auch als eine Strategie der ‚Entdramatisierung' des Unterschiedes zwischen Europäern und Afrikanern begriffen werden muss. Die allgemeinmenschliche Gemeinsamkeit, Kunst zu schaffen, die einige zentrale europäische Protagonisten betonen, konterkariert, so Sadikou, wesentliche diskursive Kernelemente des Rassismus, wie die Kultur- und Geschichtslosigkeit der Afrikaner, die wiederum als Beleg einer unüberwindbaren Differenz angeführt wird. Gegen diese bringen die Avantgarden einen Diskurs der Ähnlichkeit in Stellung.

Ebenfalls mit dem Primitivismus beschäftigt sich der Beitrag von **Hubert Roland**, allerdings als ein Element des deutsch-französischen Kulturkontaktes. Roland stellt die aneignenden und exotisierenden Tendenzen des Primitivismus mehr heraus als Sadikou, sieht aber in den Arbeiten von Claire und Yvan Goll, die er in den Mittelpunkt seines Artikels stellt, den Versuch, den dichotomen Gegensatz zwischen Europa und Afrika, bzw. Lateinamerika oder Ozeanien aufzulösen. Dies geschieht, indem aus einer innereuropäischen Position zwischen Deutschland und Frankreich am vorherrschenden Ordnungsprinzip der Differenz zwischen Zentrum und Peripherie Zweifel gesät werden, die sich dann auch auf die Auffassung ausdehnen lassen, Europa sei das ‚natürliche' Zentrum der Welt. So verknüpft sich ein innereuropäischer Ähnlichkeitsdiskurs mit einem globalen.

Ausgehend von der Tatsache, dass sich um 1900 die Tendenzen, die als wesentlich modern gelten, in Wissenschaft und Kunst, aber auch in gesellschaftlicher und wirtschaftlicher Organisation dermaßen verstärken,

dass – im Gegensatz zum größten Teil des vorigen Jahrhunderts – von einer neuen Qualität gesprochen werden muss, entwerfen die Beiträge ein breites Panorama. Die hier unternommenen Lektüren der Ähnlichkeit machen deutlich, dass der Begriff der Ähnlichkeit sich anbietet, um die Vielgestaltigkeit sowie das Ringen um Orientierung dieser Zeit zu fassen. Ähnlichkeit taucht zwar als Gegenbegriff in den Künsten auf, um wissenschaftlichen Identitäts- und Differenzlogiken als Alternative entgegenzutreten. Sie ist aber auch selbst in vielerlei Hinsicht ein zentraler Terminus in neu entstehenden Konzepten dezidiert natur- und gesellschaftswissenschaftlicher Forschung. Über Ähnlichkeit können naturalisierte koloniale Dichotomien unterlaufen werden, ohne einer wiederum selbst zu kritisierenden Nivellierung aller Unterschiede das Wort zu reden, die die Probleme der Dekolonialisierung ignorieren würde. Grundlegende psychische Operationen werden als Logiken der Ähnlichkeit beschrieben und gleichzeitig ermöglicht sie, der Anthropologie endgültig vom Anspruch abzurücken, den Menschen als ganzen beschreiben zu können.

Es ist Ziel dieses Bandes, zu zeigen, dass über den Ähnlichkeitsbegriff die Zeit um 1900 so beschreibbar wird, dass ihre Ambivalenzen deutlich werden, ohne in der zur Analyse bemühten Metaphorik selbst eine unhintergehbare Dichotomie einzuziehen, wie das die Rede vom Januskopf allzu oft nahegelegt hat.

Matthias Bauer

# Andere Ähnlichkeiten

Die Vorstellung, dass Ideen, Konzepte oder Paradigmen ein für alle Mal verabschiedet werden, ist vermutlich ebenso irreführend wie die Erwartung, dass sie in identischer Form wiederkehren. Das gilt wohl auch für das Denken in Ähnlichkeiten, das, Michel Foucault zufolge, an der Wende vom 16. zum 17. Jahrhundert überwunden wurde.[1] Wenn daher gegen Ende des 19. Jahrhunderts wieder ein Denken in Ähnlichkeiten einsetzt, handelt es sich um *andere* Ähnlichkeiten. Von anderen Ähnlichkeiten zu sprechen, heißt freilich von vornherein, dass Unterschiedlichkeiten und Verschiedenheiten, kurz Differenzen, mitzudenken sind – zumal, wenn das Denken genealogisch, in seiner Dynamik, betrachtet werden soll.

Der Begriff der Dynamik impliziert sowohl Entwicklung als auch Kraft, sowohl Geschichte als auch Macht. Er wirft daher einige Fragen auf: Warum entwickelt sich ein Denken anderer Ähnlichkeiten, welchen Kräften ist es geschuldet, welche Historizität oder Kontingenz weist es auf, und welche Mächte begünstigen oder behindern seine Karriere im interdiskursiven Feld von Wissenschaft, Kunst und Literatur? Ich möchte diesen Fragen im Folgenden anhand von zwei Beispielen nachgehen und zum einen die Soziologie von Gabriel Tarde und zum anderen die Biologie von D'Arcy Wentworth Thompson betrachten.

## I. Andere Ähnlichkeiten in der Soziologie

Gabriel Tarde, der 1843 in Sarlat-la-Canéda geboren wurde, studierte Jura, wurde Richter und Kriminologe. Die Einsicht, dass Verbrechen, anders als

1 Vgl. Michel Foucault. Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften. Aus dem Französischen von Ulrich Köppen. In: Ders. Die Hauptwerke. Mit einem Nachwort von Axel Honneth und Martin Saar. 4. Aufl. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2016. S. 7-469. Dort heißt es resümierend auf S. 111: „Im sechzehnten Jahrhundert war die Ähnlichkeit mit einem Zeichensystem verbunden, und es war die Interpretation dieser Zeichen, die das Feld der konkreten Erkenntnisse eröffnete. Seit dem siebzehnten Jahrhundert wird die Ähnlichkeit an die Grenzen des Wissens zurückgedrängt, hin zu seinen niedrigsten und unwürdigsten Grenzen."

Cesare Lombroso behauptete, nicht durch angeborene psychische Defekte, sondern sozial bedingt sind und nicht selten auf der Nachahmung falscher Vorbilder beruhen, führte ihn zur Gesellschaftswissenschaft und zu seinem Hauptwerk *Les lois de l'imitation* (Erstausgabe 1890). Die letzten Lebensjahre Tardes, der 1904 in Paris starb, waren von seinem Dissens mit der Durkheim-Schule überschattet, der nach seinem Tod dazu führte, dass sein wissenschaftliches ebenso wie sein literarisches Werk – er schrieb Gedichte, Erzählungen und Romane – für eine beträchtliche Dauer in Vergessenheit geriet, bis es durch Gilles Deleuze und Bruno Latour wiederentdeckt wurde.[2]

„Existieren heißt differieren."[3] Von diesem Grundsatz geht nicht nur die Soziologie von Gabriel Tarde, sondern auch sein Verständnis des Zusammenhangs aller wissenschaftlichen Disziplinen aus. Denn überall finden sich erstens, im Kleinen wie im Großen, Gesellschaften, und zweitens bestehen diese Gesellschaften aufgrund von Nachahmungen fort, die jeweils Abweichungen oder Umwandlungen des Nachgeahmten mit sich bringen. „Die Wiederholung ist also für Tarde keineswegs ein Mechanismus identischer Reproduktion, sondern unvermeidlicher Selbstabweichung (‚Variation')."[4] Anders gesagt: Die mimetische Tätigkeit weist selbst dort, wo sie als genaue Übernahme oder Wiederholung beabsichtigt ist und begonnen wird, eine Drift auf, sodass sie auf ein Ensemble von Ähnlichkeiten hinausläuft. Zu

2 Vgl. Arno Bammé. Nicht Durkheim, sondern Tarde. Grundzüge einer anderen Soziologie. In: Gabriel Tarde. Die sozialen Gesetze. Skizze einer Soziologie (1898). Einzige autorisierte deutsche Übersetzung von Hans Hammer (1908). Hg. und mit einem Nachwort versehen von Arno Bammé. Marburg: Metropolis 2009. S. 109-153, S. 11-113. Bammé geht auf S. 127 und S. 136-139 sowie S. 142-143 auch auf Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen Tarde und Ferdinand Tönnies ein, der sich mehrfach mit der Soziologie seines französischen Kollegen auseinandergesetzt hat. Zu Tardes Biografie und zu seinem literarischen Werk siehe außerdem: Eva Horn/Urs Stäheli. Nachwort. Eine soziologische Spekulation. In: Gabriel Tarde. Fragment einer Geschichte der Zukunft. Aus dem Französischen von Horst Brühmann. Konstanz: Konstanz University Press 2015. S. 113-144.

3 Gabriel Tarde. Monadologie und Soziologie. Mit einem Vorwort von Bruno Latour und einem Nachwort von Michael Schillmeier. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2009. S. 71.

4 Friedrich Balcke. Eine frühe Soziologie der Differenz: Gabriel Tarde. In: Soziologie der Nachahmung und des Begehrens. Materialien zu Gabriel Tarde. Hg. Christian Broch/Urs Stäheli. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2009. S. 135-163, hier S. 145.

denken wäre etwa an eine Mode, die sich ausbreitet, oder an einen Verhaltensstil, der zur Marotte wird. Indem sich ein Vorbild oder Muster Geltung verschafft, erfährt es eine mehr oder weniger deutliche Variation qua Iteration, wenn es in andere Kontexte versetzt und dort situativ modifiziert wird.

Diese Prozesslogik ist mit der weltweiten Replikation und Mutation der Sars Covid-19 Viren zu Allgemeinwissen geworden. Dieses Beispiel wirft ein Schlaglicht auf den Umstand, dass dieselbe Logik *mutatis mutandis* die Ausbreitung und Abwandlung höchst unterschiedlicher Phänomene beherrscht und damit Zweifel an einem grundsätzlichen Gegensatz von Natur und Kultur oder Gesellschaft weckt. Für Tarde war genau dies der springende Punkt. Er leugnete zwar nicht den Geniestreich, der in der Erfindung oder Entdeckung einer neuen Idee besteht – Geschichte mache eine Innovation aber nur, wenn sie aufgegriffen und kopiert, disseminiert und im Zuge dieser Ausbreitung abgewandelt werde. Ohne diese Differenzierung wäre ihr keine nachhaltige Existenz, keine nennenswerte Wirksamkeit beschieden. In diesem Sinne ist auch der Medienhype eine spezifische Form der sozialen Wirksamkeit; dahingehend heben sich Natur und Kultur zwar phänomenologisch, aber nicht unbedingt prozesslogisch voneinander ab.

„Die Wiederholungen gibt es also um der Variationen willen."[5] Zugleich dienen sie der Ausbreitung eines Phänomens. Diese Ausbreitung hält sich für Tarde an das „Gesetz von Malthus und Darwin über die Tendenz der Individuen einer Art, sich im geometrischen Verhältnis auszubreiten"[6], dessen universale Geltung sich daran zeigt, dass diese Tendenz zur Ausbreitung allein durch die „Konkurrenz rivalisierender Tendenzen"[7] eingeschränkt oder aufgehoben wird. „Ein Beispiel für die geometrische Verbreitung der Nachahmung könnten die Statistiken des Tabak- und Kaffeekonsums usw. sein"[8], aber auch die Übernahme einer Redensart in einem bestimmten sozialen Milieu oder des letzten *turns* in der *scientific community*.

Offensichtlich gibt es für Tarde somit zwei Ebenen der Ähnlichkeit: Auf der ersten finden sich vergleichbare Phänomene, seien es solche im selben oder in einem anderen Milieu; auf der zweiten gibt es die prozesslogische Ähnlichkeit, die für ihn zwischen den Vorgängen der Vererbung und der

5 Gabriel Tarde. Die Gesetze der Nachahmung. Aus dem Französischen von Jadja Wolf. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2003. S. 31.
6 Ebd. S. 41.
7 Ebd. S. 41.
8 Ebd. S. 42.

Nachahmung besteht.[9] Mit Blick auf diese zweite Ebene gilt: „Die Nachahmung ist eine Fortpflanzung über Entfernung"[10], die einerseits innerhalb der Gesellschaft so etwas wie nicht biologisch bedingte ‚Familienähnlichkeiten' schafft, um diesen Ausdruck von Ludwig Wittgenstein zu verwenden, und andererseits die kühne Metapher rechtfertigt, die Tarde im Vorwort zur zweiten Auflage (1895) seiner 1890 erstmals erschienenen Abhandlung *Les lois de l'imitation / Die Gesetze der Nachahmung* gebraucht, wenn er die „Fernwirkung eines Geistes auf einen anderen" mit „der quasi fotografischen Reproduktion eines zerebralen Negativs durch die fotografische Platte eines anderen Gehirns" vergleicht.[11] Dass sich die Reproduktion einer Denkart oder Verhaltensweise in der Regel wesentlich schneller vollzieht als die Reproduktion einer Spezies liegt auf der Hand. So kann Tarde ohne Mühe schließen, „daß die Vogelflügel nicht so schnell die Vorderbeine der Reptilien ersetzt haben wie unsere Lokomotiven die Postkutschen."[12] Folgerichtig tragen Techniken im Allgemeinen wie Kulturtechniken im Besonderen erheblich zu einer Beschleunigung der gesellschaftlichen Evolution bei, die sich im Wandel der sozialen wie der kulturellen Bedürfnisse und der politischen wie der ethischen Überzeugungen offenbart. Für Tarde steht dieser Wandel im Zeichen einer allmählichen Angleichung, was zugleich bedeutet, dass er nicht von der Gleichheit ausgeht. Im Gegenteil: Ausgangspunkt ist stets das Heterogene.

> Ohne dieses anfängliche und grundlegende Heterogene gäbe es niemals das zudeckende und auflösende Homogene, noch hätte es je existieren können. Jede Homogenität ist nämlich die Ähnlichkeit von Teilen, und jede Ähnlichkeit ergibt sich aus der durch freiwillige oder erzwungene Wiederholung entstandenen Angleichung einer zunächst individuellen Neuerung.[13]

Die Antwort auf die Frage, was genau Nachahmung ist, muss die Soziologie allerdings, Tarde zufolge, von der Psychologie borgen, indem sie von ihr den Begriff der „Suggestion"[14] übernimmt. Dabei induziert das Modell den Kopiervorgang, der immer auch einen Differenzierungsprozess darstellt – ein Effekt, der wesentlich durch die Sympathie verstärkt wird, die

9 Vgl. ebd. S. 49, Fußnote 10.
10 Ebd. S. 58.
11 Ebd. S. 10.
12 Ebd. S. 60.
13 Ebd. S. 95-96.
14 Vgl. ebd. S. 98 und S. 100.

dem Vorbild seitens der Nachahmenden entgegengebracht wird. Tarde sieht in der Sympathie „die erste Quelle der Soziabilität" selbst dann, wenn sie nicht als gegenseitige, sondern als einseitige Sympathie beginnt.[15] Auf Dauer gesehen gilt jedoch: „Das einfache Spiel der Nachahmung bewirkt nicht nur, daß sie sich ausdehnt, sondern auch, daß sie gegenseitig wird."[16]

Ein weiterer Grund für die Nachahmung liegt darin, dass sie ökonomischer als eine Erfindung ist; sie kostet weniger Anstrengung, verbraucht also weniger Energie.[17] Es ist einfacher, sich an ein bereits etabliertes Muster zu halten als selbst etwas hervorzubringen, das als Muster taugt. Doch da es zahlreiche Muster gibt, wird zumeist dasjenige gewählt, das entweder bereits am stärksten verbreitet ist oder dessen Nachahmung die geringste Mühe macht. Diese Erklärung sowohl der Denkfaulheit als auch der Innovationskraft, die Erfindungen zukommt, die eine Reduktion der Arbeitslast erlauben, führt zu dem, was Tarde „Handlungsfamilien"[18] nennt. Ob man den Akzent auf die Bequemlichkeit der Übernahme einer bestimmten Neuerung oder auf ihre Suggestivität legt – das kollektive – oder besser gesagt: das kollektivierende – Empfinden, Denken und Handeln erfüllt zum einen eine integrative Funktion mit Blick auf den sozialen Zusammenhang und bedingt zum anderen die hyperbolische Kurve der Ausbreitung eines Phänomens: „[...] ein langsamer Fortschritt zu Beginn, der sich in der Mitte gleichmäßig beschleunigt und gegen Ende wieder langsamer wird, bis er schließlich zum Stillstand kommt."[19] Die Medienkarriere einzelner Themen, auf die Niklas Luhmann den Wandel der öffentlichen Meinung zurückgeführt hat[20], wäre einer unter vielen anderen Belegen für diesen Kurvenverlauf.

Entscheidend ist, dass sich in jeder sozialen Nachahmung, wie Tarde sagt, „eine gewisse Dosis Überzeugung und *Begehren* ausdrückt."[21] Es ist also notwendig, die Suggestivität einer Idee oder Innovation auf die beiden Komplementärmomente von *croyance* und *désir* zu beziehen. Um beim Beispiel der Medienkarriere eines Themas zu bleiben: Das Thema muss ein Bedürfnis ansprechen und entweder im Einklang oder im Widerspruch

15 Vgl. ebd. S. 103, Fußnote 33.
16 Ebd. S. 394.
17 Vgl. ebd. S. 110.
18 Ebd. S. 136.
19 Ebd. S. 150.
20 Vgl. Niklas Luhmann. Öffentliche Meinung. In: Politische Vierteljahresschrift 11 (1970). S. 2-28.
21 Tarde. Gesetze (wie Anm. 5). S. 168. Kursivierung im Original.